

um 0,4 % unter diesem Wert. Bei Bekleidung (und Schuhwerk) fiel er von 5,8 % auf 1,2 %. Für Radio, Fernsehen, Fotoartikel steht einem Anstieg von 20 % in den vier vorausgehenden Jahren im Jahre 1964 ein solcher von nur 10,2 % gegenüber. Auf dem Automarkt war ebenfalls in den letzten Jahren jeweils ein Anstieg von 20 % im Jahr zu verzeichnen; im Jahre 1964 beträgt er nur noch 1 %. Dagegen sind die Ausgaben für Gesundheit, Arztkosten, Hygiene deutlich im Anstieg begriffen (1959 9,5 % – 1964 11,6 %). (Vgl. *Le Monde*, Wochenausgabe 877, 5.–11. Aug. 1965.)

UMSCHAU

Begegnungen mit Martin Buber

An einem Berghang Jerusalems haben wir seine irdischen Reste zur Ruhe gebracht. Wenn ich nun von unserm Lehrer erzähle, dann nicht von dem Philosophen, sondern von einem Dichter, einem Erzieher, einem lebensnahen Menschen.

An mir selbst habe ich's erfahren, was es heißt: er war der Lehrer des jüdischen Volkes. Als ich ein Kind war, bestand bereits die Hebräische Universität in Jerusalem, an der seine Schüler lehrten. Seit Jahrzehnten hatte er einen Jahrgang um den andern junger jüdischer Intellektueller in Deutschland zum Selbstverständnis gebracht. Das waren nicht nur solche, die vorher nichts von Judentum wußten. Gerade in vielen Häusern traditioneller Bindung wie in meinem Berliner Elternhaus war der geistige Zionismus Grundhaltung, wie Buber ihn lehrte. Aber nur aus eigener Entscheidung kann sich der junge Mensch in die Kette einreihen, die das Erbe weiterträgt. Noch in den ersten Schuljahren las ich die Erzählungen ostjüdischer Autoren, die Buber in seinem Jüdischen Verlag herausgegeben hatte. Durch Agnon und Perez lernte ich so die Welt meiner unmittelbaren Vorfahren kennen. Damals konnte ich sie weder Hebräisch noch Jiddisch lesen.

Gerade weil ich bereits Hebräisch lernte und mir meiner Unkenntnis nur zu bewußt war, war mir Bubers Bibelübersetzung ins Deutsche eine sprachliche, dichterische Offenbarung. Noch kannte ich unsere klassischen Bibelkommentare

nicht. Erst später, in Israel, bei der Vorbereitung zum hebräischen Abitur konnte ich verstehen, wie in Bubers knapper Sprache diese Kommentare mit enthalten sind.

Dann las ich, als reines Dichtwerk, seine Übertragungen aus dem Chinesischen. Vielleicht keimte damals in mir der Entschluß, auch einmal Dinge aus einer andern Sprache so nachfühlen zu wollen.

Wie alle meine halbwüchsigen Berliner Freunde las ich dann Bubers chassidische Geschichten. Aber hier ging es mir durchaus nicht um schöne Literatur. Es war, als nähme einer mich an der Hand und bringt mich heim. Mit einem Mal war ich da als Zwölfjährige mitten in der Welt meines Großvaters, der wie sein Vater vor ihm zur Gemeinde des heiligen Seraph gehörte, des Rabbi Mendel von Kozk.

Nun verstand ich das Wesen jenes jüdischen Lernens und Lehrens, das später meinen Weg bestimmte.

Aber nicht nur in Büchern begegnete ich in diesen frühen Jugendjahren, anfangs der dreißiger Jahre, Bubers Geist. Das Gespräch mit seinen Schülern war es, das uns junge Zionisten formte, uns klarmachte, auf was wir verpflichtet sind. Unser Lebensprogramm waren jene „Reden über das Judentum“ der Jahre 1908 bis 1918, ohne die es wohl keine jüdische Jugendbewegung in Deutschland gegeben hätte.

Das erste persönliche Zusammentreffen mit dem Meister war 1940 in Jerusalem, wohin ich zum Studium gekommen war und seitdem geblieben bin. Nun war ich tatsächlich soweit, daß ich Dichtung übertrug, wie ich es mir sieben Jahre vorher geträumt hatte. Nur dachte ich damals nicht, daß es aus europäischen Spra-

chen ins Hebräische sein würde. Ich brachte ihm diese Übertragungen.

Jenes erste Gespräch war nicht in deutscher Sprache. Durch 23 Jahre sprach ich mit Buber nie anders als Hebräisch, es war eigentlich das Natürlichste so.

Unvergeßlich sind die Begegnungen. In seinem Haus gegenüber der Altstadt, von dem aus er alles unternahm, um die friedliche Übereinkunft mit den Arabern des In- und Auslandes zu fördern. Hier wirkte im schönen Patrizierhaus seine Frau Paula, als Schriftstellerin bekannt unter dem Namen Georg Munk. Alte süddeutsche Möbel, viel blankes Kupfer stand da im hellen Sonnenlicht. Wenn Bubers dunkle, gütige Augen hinüberblickten in die biblische Landschaft, da ging es in den Gesprächspartner ein, wie ernst und gegenwärtig alle Vergangenheit ist. Unvergeßlich auch das Bibelseminar in der kleinen Synagoge, die sein Schüler und Kollege Kurt Wilhelm gegründet hatte, Wilhelm, der dann Oberrabbiner von Schweden wurde, der vor wenigen Monaten hier in Jerusalem beigesetzt wurde. Damals, in den vierziger Jahren, saßen in dem schlichten Bethaus Forscher und Erzieher beisammen, Studenten und Dichter, Woche um Woche erlebten wir neu und einmalig den Sinn der Bibelverse. Die volle glockenhelle Stimme des Meisters, sein glühender Blick lehrten uns keine weitere akademische Technik. Sie lehrten uns innigeres Judesein. Wir erhielten damit einen Auftrag des lernenden Lehrens, jeder auf Lebzeit.

Als in den letzten Jahren Bubers Augen immer schwächer wurden, bat ich ihn, mich ihm helfen zu lassen. Es waren die Jahre, in denen er wieder in deutscher Sprache schrieb. Daher sprach ich diese Bitte deutsch aus. Es kam zu meiner Hilfeleistung an einigen der letzten Bände. Die vielen Stunden dieser nur scheinbar technischen Zusammenarbeit über Druckfahnen wurden mir in neuer Weise bestimmend.

Es kam auch der Tag, an dem er mich bat, einige seiner Aufsätze aus dem Hebräischen zu übertragen, für den Sammelband seiner Reden und Aufsätze „Der Jude und sein Judentum“. Ich sollte Buber ins Deutsche übertragen – welches Ansinnen! Aber hatte er mich nicht gelehrt,

daß der Mensch vor allem Vertrauen haben muß? Nach schlafloser Nacht ging ich an die Arbeit und brachte ihm in der kommenden Woche die deutsche Fassung. Seltsamerweise war es leichter gewesen als ihn ins Hebräische zu übertragen, was ich hin und wieder tat.

Für die Korrekturarbeiten am großen Sammelband las ich nach langen Jahren wieder Bubers deutsche Schriften zum Judentum unserer Zeit: die aufrührenden und aufbauenden Reden über Sinnggebung und Vertiefung jüdischen Lebens im Einzelnen und der Gemeinschaft, die Aufsätze über Krisis und Ende des deutschen Judentums, die Programme für Volkserziehung und Betrachtungen über den hebräischen Humanismus, über Bücher und Menschen. Stauend sah ich zusammengefaßt diese Fülle der warmen menschlichen Beziehungen, der maßvollen Polemik, seine weise Gelassenheit, die stete Warnung vor kurzsichtiger Parteipolitik.

Ben Gurion hatte Buber seinen liebsten Freund und Gegner genannt und das Gewissen unseres Volkes. Aber er schien mir nie als das Gewissen nur unseres Volkes. Dieser schlichte, kleine, stämmige Mann war, wie ich sehen konnte, der Ratgeber von Denkern, Staatsmännern und einfachen Menschen aus vielen Ländern.

Oft genug hatte er in seinen theoretischen Schriften über die unlösbare Verknüpfung von ethischer Forderung und Politik gesprochen. Vor allem wenn er die Grundlagen der jüdischen Prophetie behandelte, die Forderung nach der Errichtung des Königtums Gottes. Mir scheint, daß viel weniger bisher bekannt ist, daß zu diesen letzten Bänden auch das Mysterienspiel „Elija“ gehört. Dort sind diese Fragen so behandelt, daß auch der nicht-theoretisch interessierte Hörer sie aufnehmen kann. Mir jedenfalls, die ich weder Philosoph noch Politiker bin, dünkte es so, als ich bei der Drucklegung mithalf. Wundersam vermischen sich hier biblische Erzählung und lebender Volksglaube in dem Propheten, der nie starb, sondern Gottes unermüdlicher Bote und Helfer Israels auf Erden ist. Mir scheint, daß manche Worte des Propheten Elija und seiner Jünger Michajâ und Elischa Bubers eigenes Bekenntnis sind.

So die Worte des einsamen Michajâ, der „im Walde die alten Heldenlieder Israels aufzeichnet, die er alle hersagen kann“.

Denn so wie Buber selbst oft genug betont hat, daß es ihm nicht um eine eigene Lehre ging oder um die Hochebene eines Systems, vielmehr um den schmalen Grat, auf dem die Suchenden einander die Hand reichen können, und um das Hinzeigen auf Wirklichkeiten – so bekennt Michajâ dem Meister Elija:

Als ich noch ein Knabe war, überkam es mich, daß ich mich besinnen mußte: was mag das doch sein, das sich zwischen IHM und Israel zugetragen hat, seit er uns aus Ägypten ziehen ließ? Was ist es, habe ich gesonnen, um dieses Volk? Es hat die Huld seiner Wunder empfangen und ist ihm nie wahrhaft gefolgt! Da ist mir aufgegangen. Immer hats beides gegeben, beide beieinander und wieder-einander – den untreuen Schwarm und die Schar, die Treue hielt. Das, eben das, verstand ich, heißt Israel, Ringen um Gott. Nicht jedoch damit zweie seien, jene und diese, sondern eines alleine, Volk Gottes. Aber wie, wie soll das werden? ... Da habe ich mich zum Nasiräer geweiht und habe allem abgesagt, was mich verleiten könnte, mich drum mehr als um Gott zu kümmern. Ich habe mir die alten heiligen Gesänge vorsingen lassen ... Ich bin kein Kündler, nie hat mich die Stimme heimgesucht, und ich erwarte sie nicht. Altersgenossen habe ich um mich gesammelt, denen es so ergangen war wie mir, eine kleine Schar.

Bubers Ansicht über die Verantwortung des einzelnen bricht aus in den Ruf des Elija:

Genug des Geschwätzes! Sind wir denn besser als unsre Könige? Ihre Schuld segelt dahin wie Geier in den Lüften, unsre kriecht wie Würmer am Boden. Ihr Frevel ist so feist, weil er sich an unserem mästet. Was scheidet unsre Gier von der ihren? Daß sie keine Macht hat.

Und auf die Frage: aber was tut man? antwortet er:

Fragst du im Ernst? Dann weißt du die

Antwort. Wir pflügen die Scholle, und die Seele liegt brach.

In der vorletzten Szene des Mysterienspiels nimmt Elija Abschied von seinem Jünger Elischa und erklärt ihm das Wesen der geistigen Leitung:

Ich übergebe dir, was mir zugekommen ist. Geist ist es nicht, aber Gehorsam zum Geist. Mir war nichts übergeben worden, alles geschah in der Pein.

(Heidelberg Verlag Lambert Schneider 1963)

Mit diesen letzten Bänden schloß Buber ab, was er das Einholen der Ernte nannte. Aber immer noch häuften sich die Bücher und Schriften auf dem riesigen Arbeitstisch. Er rang um noch getreuer Formulierungen mancher Bibelverse auf Deutsch. Er gab mir sein Handexemplar des großartigen chassidischen Romans „Gog und Magog“, auch hier mit den umgeänderten Bibelversen in seiner eigenen Handschrift.

Mit der gleichen Sorgfalt des getreuen Arbeiters rüstete er sich auf den Tod. Sein Weg in der Literatur hatte mit Dichtungen begonnen. Nun schrieb er den Abschied von der Welt in Versen nieder. Wie anderen nahen Freunden gab er mir im vergangenen Herbst ein solches Versblatt mit Datum und Unterschrift. Wir sprachen oft über das Wunder des Gesundseins und die Geheimnisse der Krankheit. Im Grunde genommen verhielt er sich zum Körper wie zu seinen Schülern: er vertraute auf seine verborgenen Kräfte, und war der Körper mit Schwächen behaftet – nun, so betrachtete er ihn voller Humor. Nur von den Leiden und Schmerzen anderer zu hören war schlimm, nicht aber, die eigenen zu verspüren. Oft erwähnte er sein frühes Interesse an Körper und Seele, seine Studien in dieser Richtung. Schließlich ist es ja auch kein Zufall, daß Bubers intuitive Einsichten in das menschliche Wesen so nachhaltig auch auf die moderne Seelenkunde gewirkt haben. Auch hier ging es ihm um die Wirklichkeit, auf die er hinzuweisen hatte. Sogar seine philosophischen Schriften vom dialogischen Leben wären kaum denkbar, wäre er nicht so reichlich mit der Gabe des echten, einführenden Zuhörens und Erfassens gesegnet gewesen.

Selbst in den großen Schmerzen der letzten Lebensjahre war er der wegweisende Lauscher. Das wissen die vielen, die aus aller Welt zu ihm pilgerten. Aber vielleicht mehr noch als die Kollegen und Diplomaten vieler Länder, die in die schlichte Villa im Stadtviertel Talbije traten, wissen es die jungen Menschen in Israel, die in den letzten Jahren den Weg zu diesem unpolitischen Einzelgänger fanden.

Wieder war es eine junge begeisterungsfähige Generation, die sich hier in kleinen Arbeitskreisen und zu Einzelgesprächen einfand. Die wievielte Generation, jede mit eigener Färbung, waren diese letzten, die noch an Bubers lebendem Gespräch teilnehmen durften?

Sie kamen aus linksgerichteten Kibbuzim. Und aus orthodoxen Hochschulen. Sie kamen, weil sie erfahren wollten, wie das für sie selbst zu sein hat, „dem Gemeinschaftlichen folgen“. Weil sie Lehrer waren. Weil sie Rat suchten. Weil sie wissen wollten, wie man die Bibel heute versteht. Andere kamen, weil sie arabische Studenten waren, weil sie aus Dörfern in Galiläa stammten und hier und oft nur hier wirklich erfahren, was ihre besondere Aufgabe als israelische Bürger und spätere Erzieher ist. Er fragte, hörte zu, fragte wieder etwas. Gab keine fertigen Rezepte. Ließ die eigene Einsicht der jungen Menschen sich regen. Dann erst wies er behutsam eine Richtung.

Jerusalem ohne Martin Buber, die Welt ohne Buber. Sein geschriebenes Wort, die lebendige Erinnerung an ihn sind ein Vermächtnis an Israel und die Menschheit. P n i n a N a v è

Grundsätzliches zu einer Staatsnotstandsgesetzgebung

Es dürfte – wie die Geschichte beweist – immer wieder der Fall eintreten, daß einerseits die Ordnung des Staates von außen und von innen, u. U. bis zur Infragestellung seiner Existenz, schwer gefährdet wird und andererseits solche Gefährdung im Grenzfall durch verfassungsmäßige Mittel nicht behoben werden kann. Es kann auch hinsichtlich eines politischen Gemeinwesens einen übergesetzlichen Notstand

geben. Von daher stellt sich einer Ethik des Politischen das klassische Problem der Antinomie von Norm und Ausnahmezustand.

Auch die Bundesregierung steht vor dieser Problematik. Sie will einer möglicherweise eintretenden Staatskrise durch eine Notstandsgesetzgebung begegnen. In dieser soll, abgesehen von einzelnen Notstandsgesetzen, die mit einfacher Mehrheit im Parlament angenommen werden können und im 4. Bundestag angenommen worden sind, auch eine Einschränkung einzelner Grundrechte und eine vorübergehende Änderung der verfassungsmäßigen Verhältnisse in der Beziehung von Bund und Ländern rechtens werden. Das aber wäre gegen einige Bestimmungen des Grundgesetzes.

Aus diesem Grund wird gegen den Gesetzesentwurf der Regierung innerhalb und außerhalb des Parlamentes heftig protestiert. Man behauptet, er stelle das hohe Gut der Rechtsstaatlichkeit in Frage, sei der erste Schritt zu einem totalitären Staat und bedrohe so die Würde und Freiheit der Person, aber auch die Eigenständigkeit der formal vom Staat unterschiedenen und zu unterscheidenden in sich differenzierten Gesellschaft. Dazu kommt noch die im Grund rationalistisch-aufklärerische Vorstellung, der Staat könne lückenlos rechtlich ausdrücklich so geordnet werden, daß es streng genommen einen unter ein Gesetz nicht mehr subsumierbaren Ausnahmezustand nicht mehr zu geben brauche. Doch abgesehen von solchen sachlichen Gründen spielen in dieser Frage auch Emotionen eine Rolle. Die Proteste sind z. T. Reaktionen auf Erfahrungen, die man z. B. mit dem Ermächtigungsgesetz im „Dritten Reich“ gemacht hat. Auch die Konsequenzen, die man aus Artikel 48 der Weimarer Verfassung zog, schrecken nicht wenige. Man wird also durchaus zugeben, daß einer die Verfassung überschreitenden Notstandsgesetzgebung eine innere Fragwürdigkeit eignet. Und doch scheint auch in unserer gesellschaftlich-staatlichen Situation eine solche geboten zu sein.

Um in dieser Sache vom sittlichen wie vom rechtlichen Standpunkt aus klarer zu sehen, müssen wir zunächst einige Bemerkungen über den Staat, die Staatsgewalt und ihre Aufgaben